

Mario Vargas Llosa

Tod in den Anden

Roman



Suhrkamp

Korporal Lituma und sein Helfer Tomás sollen das mysteriöse Verschwinden dreier Menschen in den peruanischen Anden aufklären. Überall schlägt ihnen Mißtrauen entgegen in dieser feindseligen, abergläubischen Bergwelt, und was sie nach und nach ans Licht bringen, hat die Ausmaße eines unfäßbaren Dramas. Mario Vargas Llosa verbindet in diesem fesselnden Krimi die Abgründe des heutigen Peru mit den Mythen und Ritualen der Inkas.

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 in Arequipa/Peru, lebt heute in Madrid und Lima. Neben zahlreichen anderen Auszeichnungen erhielt er 1996 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2010 den Nobelpreis für Literatur. Sein schriftstellerisches Werk erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag.

MARIO VARGAS LLOSA
Tod in den Anden

Roman

~

*Aus dem Spanischen
von Elke Wehr*

Suhrkamp

*Die Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
Lituma en los Andes bei Editorial Planeta, Barcelona.
© Mario Vargas Llosa, 1993*

Umschlagfoto: Santiago Harker

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2012

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

eISBN 978-3-518-73635-7

www.suhrkamp.de

Inhalt

Erster Teil

I

II

III

IV

V

Zweiter Teil

VI

VII

VIII

IX

Epilog

X

*Für Beatriz de Moura,
die hochgeschätzte Freundin
und vorbildliche Verlegerin*

*Cain's city built with human blood,
not blood of bulls and goats.*

*William Blake,
The Ghost of Abel*

Erster Teil

I

Als er die Indiofrau in der Tür der Hütte auftauchen sah, ahnte Lituma, was die Frau sagen würde. Und sie sagte es, aber in Quechua, vor sich hin mümmelnd, während ein dünner Speichelfaden aus dem Winkel ihres zahnlosen Mundes rann.

»Was sagt sie, Tomasito?«

»Ich versteh sie nicht richtig, Herr Korporal.«

Sein Amtshelfer wandte sich, ebenfalls in Quechua, an die Frau, wobei er ihr mit den Händen zu verstehen gab, sie solle langsam sprechen. Die Indiofrau wiederholte diese ununterscheidbaren Töne, die Lituma wie eine barbarische Musik vorkamen. Plötzlich fühlte er sich sehr nervös.

»Was sagt sie da?«

»Ihr ist der Ehemann abhanden gekommen. Vor vier Tagen, scheint's.«

»Damit sind es drei«, brachte Lituma mühsam hervor und spürte, wie sein Gesicht sich mit Schweiß bedeckte.

»Verdammte Scheiße.«

»Also, was machen wir, Herr Korporal.«

»Setz das Protokoll auf.« Ein Schauer lief Litumas Wirbelsäule hinauf und hinunter. »Sie soll dir erzählen, was sie weiß.«

»Was geht hier eigentlich vor«, rief der Gendarm. »Erst der kleine Stumme, dann der Albino. Jetzt einer der Vorarbeiter vom Straßenbau. Das kann doch nicht sein, Herr Korporal.«

Es konnte nicht sein, aber es passierte, und das zum dritten Mal. Lituma stellte sich die ausdruckslosen Gesichter vor, die kleinen eisigen Augen, mit denen die Leute von Naccos, die Hilfsarbeiter des Lagers, die Indios der Bauerngemeinschaft ihn betrachten würden, wenn er sie fragen würde, ob sie wußten, wo der Mann dieser Frau abgeblieben war, und er spürte die gleiche Trostlosigkeit und Ohnmacht wie zuvor, als er versucht hatte, sie über die beiden anderen Verschwundenen auszufragen: Köpfe, die verneinten,

einsilbige Antworten, scheue Blicke, gekräuselte Lippen und gerunzelte Brauen, ein Vorgefühl von Bedrohung. Es würde dieses Mal genauso sein.

Sein Amtshelfer Tomás hatte mit der Befragung der Frau begonnen; er machte Notizen in ein Heft, mit einem schlecht gespitzten Bleistift, den er ab und zu mit der Zunge anfeuchtete. ›Wir haben sie schon auf dem Hals, die Terroristen‹, dachte Lituma. ›In irgendeiner Nacht werden sie kommen.‹ Es war ebenfalls eine Frau gewesen, die das Verschwinden des Albinos angezeigt hatte: Mutter oder Ehefrau, sie hatten es nie erfahren. Der Mann war zur Arbeit gegangen oder von der Arbeit gekommen und nicht an sein Ziel gelangt. Und Pedrito war ins Dorf hinuntergegangen, um eine Flasche Bier für die Polizisten zu kaufen, und nie zurückgekehrt. Niemand hatte sie gesehen, niemand hatte bei ihnen Angst, Besorgnis oder Krankheit bemerkt vor ihrem spurlosen Verschwinden. Hatten vielleicht die Berge sie verschluckt? Nach drei Wochen lebten der Korporal Lituma und der Gendarm Tomás Carreño genauso auf dem Mond wie am ersten Tag. Und jetzt, der dritte. Eine Riesenscheiße. Lituma wischte sich die Hände an der Hose ab.

Es hatte zu regnen begonnen. Die dicken Tropfen prasselten mit unregelmäßigen, lauten Tönen auf das Wellblech des Daches und ließen es erzittern. Es war noch nicht drei Uhr nachmittags, aber das Unwetter hatte den Himmel verdunkelt, und die Nacht schien hereingebrochen. In der Ferne war Donner zu hören, der in den Bergen widerhallte, ein stoßweises Grollen, das aus dem Innern der Erde aufstieg, von dem diese Hochlandtrottel glaubten, es sei von Stieren, Schlangen, Kondoren und Geistern bevölkert. Glauben die Indios das wirklich? Aber ja, Herr Korporal, sie beten doch sogar zu ihnen und bringen ihnen Opfergaben. Haben Sie nicht die kleinen Teller mit Essen gesehen, die sie ihnen in den Engpässen der Kordillere hinstellen? Wenn man ihm solche Dinge in Dionisios Kantine oder bei einem Fußballspiel erzählte, wußte Lituma nie, ob man im Ernst sprach oder sich über ihn, den Küstenbewohner, lustig machte. Von Zeit zu Zeit zuckte eine kleine gelbliche Schlange durch die Wolken, in der Öffnung, die sich in einer der Hüttenwände befand. Glaubten die Indios wirklich, daß der Blitz die Eidechse des Himmels war? Der dicht herabströmende Regen hatte die

Baracken, die Mischmaschinen, die Planierraupen, die Jeeps und die Häuschen der Bauern verschwimmen lassen, die zwischen den Eukalyptusbäumen auf dem gegenüberliegenden Berg hervorschauten. »Als wären alle verschwunden«, dachte er. Es gab fast zweihundert Hilfsarbeiter, sie kamen aus Ayacucho oder Apurímac, aber vor allem aus Huancayo und Concepción, in Junín, und aus Pampas, in Huancavelica. Von der Küste hingegen stammte niemand, soviel er wußte. Nicht einmal sein Amtshelfer kam von der Küste. Aber Tomás wirkte wie ein Kreole, obwohl er in Sicuani geboren war und Quechua sprach. Er hatte den kleinen Stummen Pedro Tinoco mit nach Naccos gebracht, der als erster verschwunden war.

Er war ein gradliniger Mensch, der Gendarm Carreño, wenn auch etwas trübsinnig. In den Nächten öffnete er Lituma sein Herz und zeigte sich zugänglich für freundschaftliche Gefühle. Der Korporal hatte ihm kurz nach seiner Ankunft gesagt: »So, wie du bist, hättest du verdient, an der Küste geboren zu sein. Sogar in Piura, Tomasito.« »Ich weiß, wenn Sie das sagen, dann heißt das viel, Herr Korporal.« Ohne seine Gesellschaft wäre das Leben in dieser Einsamkeit düster gewesen. Lituma seufzte. Was hatte er hier auf der Hochebene zwischen wortkargen, mißtrauischen Indios verloren, die die Politik dazu brachte, sich gegenseitig umzubringen, und die obendrein auch noch verschwanden? Warum war er nicht in seiner Heimat? Er stellte sich vor, wie er, von Bierflaschen umgeben, in der Río-Bar saß, zwischen den Unbezwingbaren, seinen alten Kumpanen, in einer warmen piuranischen Nacht mit Sternen, valse und dem Geruch nach Ziegen und Johannisbrotbäumen. Ein plötzlicher Anfall von Traurigkeit verursachte ihm ein dumpfes Ziehen in den Zähnen.

»Fertig, Herr Korporal«, sagte der Gendarm. »Die Señora weiß nicht viel, in Wahrheit. Und sie ist halbtot vor Angst, sehen Sie das nicht?«

»Sag ihr, wir werden unser möglichstes tun, um ihren Mann wiederzufinden.«

Lituma versuchte ein Lächeln und gab der Indiofrau mit der Hand zu verstehen, daß sie gehen konnte. Sie schaute ihn an, ohne eine Regung im Gesicht. Sie war klein und alterslos, ihre Knochen wirkten zerbrechlich wie die eines Vogels, und sie verschwand fast unter den zahlreichen dicken

Röcken und dem zerfransten Hut, der halb heruntergerutscht war. Aber in ihrem Gesicht und in ihren runzligen kleinen Augen lag etwas Unzerstörbares.

»Es scheint, als hätte sie das mit ihrem Mann erwartet, Herr Korporal. ›Es würde passieren, es mußte passieren‹, sagt sie. Aber von den Terroristen oder von der Miliz von Sendero hat sie natürlich nie was gehört.«

Ohne den Kopf zum Abschied zu neigen, drehte die Frau sich um und trat in den strömenden Regen hinaus. Nach wenigen Minuten hatte sie sich, Richtung Lager, in der bleiernen Feuchtigkeit aufgelöst. Der Korporal und der Gendarm verharrten eine ganze Weile, ohne etwas zu sagen. Schließlich klang Lituma die Leichenbitterstimme seines Amtshelfers in den Ohren:

»Ich werde Ihnen was sagen. Sie und ich kommen hier nicht lebend raus. Sie haben uns umzingelt, machen wir uns doch nichts vor.«

Lituma zuckte die Schultern. Im allgemeinen war er es, der den Mut verlor, und sein Amtshelfer hob die Stimmung. Heute tauschten sie die Rollen.

»Mach dir nicht unnötig das Leben schwer, Tomasito. Sonst sind wir halb wahnsinnig, wenn sie kommen, und können uns nicht mal mehr wehren.«

Der Wind brachte das Wellblech des Daches zum Klirren, und der heftig herabstürzende Regen beträufelte hier und da das Innere der Unterkunft. Sie bestand aus einem einzigen Raum, der durch einen hölzernen Wandschirm unterteilt und durch eine Palisade aus mit Steinen und Erde gefüllten Säcken geschützt war. Auf der einen Seite befand sich der Posten der Gendarmerie mit einem dicken Brett auf zwei Böcken – dem Schreibtisch – und einer Truhe, in der das Registerbuch und die Dienstmeldungen aufbewahrt wurden. Auf der anderen Seite, dicht nebeneinander, weil es so eng war, die beiden Pritschen. Licht erhielten sie durch Kerosinlampen, und sie besaßen ein batteriebetriebenes Radio, mit dem sie, wenn es keine atmosphärischen Störungen gab, Radio Nacional und Radio Junín hereinbekamen. Der Korporal und der Gendarm hockten die Nachmittage und Abende vor dem Apparat und versuchten, die Nachrichten aus Lima oder Huancayo zu hören. Auf dem Boden aus gestampfter Erde lagen Lama- und Schaffelle; außerdem gab es einen kleinen Kochherd, einen Spirituskocher, Gefäße aus

Porongokürbissen, Töpfe, die Koffer von Lituma und Tomás und einen Schrank ohne Boden – die Waffenkammer –, in dem sie die Gewehre, die Patronentaschen und die Maschinenpistole aufbewahrten. Die Revolver trugen sie immer bei sich und legten sie nachts unter das Kopfkissen. Sie saßen unter dem vergilbten Herz-Jesu-Bild – eine Werbeanzeige von Inca-Cola – und hörten einige Minuten lang dem Regen zu.

»Ich glaube nicht, daß sie sie umgebracht haben, Tomasito«, sagte Lituma schließlich. »Sie werden sie eher mitgenommen haben, für ihre Miliz. Vielleicht waren die drei sogar Terroristen. Läßt Sendero etwa die Leute verschwinden? Sie bringen sie einfach um und lassen ihre Pappschilder zurück, damit man es weiß.«

»Pedrito Tinoco, ein Terrorist? Nein, Herr Korporal, das kann ich Ihnen garantieren«, sagte der Gendarm. »Es bedeutet einfach, daß Sendero schon vor der Tür steht. Uns werden die Terroristen nicht für ihre Miliz rekrutieren. Uns werden sie eher zu Hackfleisch machen. Manchmal frage ich mich, ob man Sie und mich nicht als Opferlämmer hierher geschickt hat.«

»Hören wir auf, uns trübe Gedanken zu machen.« Lituma stand auf. »Mach lieber einen Kaffee bei diesem Scheißwetter. Dann befassen wir uns mit diesem Typen. Wie heißt der letzte?«

»Demetrio Chanca, Herr Korporal. Vorarbeiter der Sprengbohrer.«

»Sagt man nicht, aller guten Dinge sind drei? Vielleicht kriegen wir durch diesen letzten das Rätsel der drei gelöst.«

Der Gendarm nahm die Blechtassen vom Haken und zündete den Spirituskocher an.

»Als Oberleutnant Pancorvo mir in Andahuaylas sagte, man würde mich hierher ans Ende der Welt versetzen, dachte ich: ›Wie schön, in Naccos werden die Terroristen dir den Garaus machen, Carreñito, und je eher, desto besser‹«, sagte Tomás. »Ich war lebensmüde. Zumindest habe ich das geglaubt, Herr Korporal. Aber bei der Angst, die ich jetzt ausstehe, ist klar, daß ich nicht gerne sterben würde.«

»Nur ein Schwachkopf will sich verabschieden, bevor er an der Reihe ist«, erklärte Lituma. »Es gibt die tollsten Dinge im Leben, auch wenn man sie

nicht gerade in dieser Gegend findet. Wolltest du wirklich sterben? Darf man wissen, warum, bei deinen jungen Jahren?»

»Warum wohl«, sagte der Gendarm lachend, während er den Kessel auf die blaurote Flamme des Spirituskochers stellte.

Er war ein magerer, knochiger Junge, aber kräftig, mit tiefliegenden, lebhaften Augen, olivgrüner Haut und weißen, vorstehenden Zähnen, die Lituma in seinen schlaflosen Nächten im Dunkeln der Hütte schimmern sah.

»Bestimmt hast du Liebeskummer wegen irgendeines Mädchens gehabt«, mutmaßte Lituma und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Wegen wem soll man denn sonst Liebeskummer haben«, sagte Tomasito mit einem Anflug von Rührung. »Außerdem können Sie stolz sein, sie war auch aus Piura.«

»Eine Landsmännin.« Lituma schmunzelte beifällig. »Was will man mehr.«

La petite Michèle vertrug die Höhe schlecht – sie hatte über Druck in den Schläfen geklagt, ähnlich wie bei den Horrorfilmen, die sie so gerne sah, und über ein allgemeines, vages Unwohlsein –, aber sie war trotz allem beeindruckt von der Trostlosigkeit und Schroffheit der Landschaft. Albert hingegen fühlte sich prächtig. Als hätte er sein Leben in drei- oder viertausend Meter Höhe verbracht, zwischen diesen spitzen, schneegesprengelten Gipfeln und den Herden von Lamas, die von Zeit zu Zeit die Piste überquerten. Das Schlingern des alten Busses war so stark, daß es manchmal schien, als wollte er sich ein letztes Mal aufbäumen und den Geist aufgeben in den tiefen Radspuren, den Schlaglöchern, zwischen den Gesteinsbrocken, die seiner mitgenommenen Karosserie alle Augenblicke die größten Anstrengungen abforderten. Sie waren die einzigen Ausländer, aber ihren Reisegefährten schien das französische Paar keiner besonderen Aufmerksamkeit wert. Nicht einmal dann, wenn sie die beiden in einer fremden Sprache sprechen hörten, wandten sie sich zu ihnen um. Sie waren in große Schals, Ponchos und einige auch in Ohrenmützen gehüllt, warm bekleidet für die nahe Nacht und vollgepackt mit Bündeln, Paketen und blechernen Koffern. Sogar gackernde Hühner hatte eine Frau bei sich. Aber

weder die unbequemen Sitze noch das Gerüttel, noch die Enge empfanden Albert und la petite Michèle auch nur im geringsten als unangenehm.

»Geht's dir besser?« fragte er.

»Ja, ein bißchen.«

Und einen Augenblick später sagte la petite Michèle mit lauter Stimme, was auch Albert dachte: Er hatte recht gehabt, als sie sich in der Pension El Milagro in Lima stritten, ob sie die Reise nach Cusco über Land oder im Flugzeug machen sollten. Sie hatte auf dem Flugzeug bestanden, aufgrund der Ratschläge des Herrn von der Botschaft, aber er beharrte so sehr auf dem Bus, daß la petite Michèle am Ende nachgab. Sie bedauerte es nicht, im Gegenteil. Es wäre zu schade gewesen, wenn man das versäumt hätte.

»Und ob es das gewesen wäre«, sagte Albert, während er zu der von feinen Rissen durchzogenen Glasscheibe des Fensters hinauswies. »Ist das nicht grandios?«

Die Sonne ging gerade unter, und am Horizont erschien der prachtvolle Schweif eines Pfaus. Eine weite dunkelgrüne Hochebene ohne Bäume, ohne Häuser, ohne Mensch noch Tier breitete sich zu ihrer Linken aus, belebt von schimmernden Reflexen, als befänden sich zwischen den Büscheln gelblichen Strohs Bäche oder kleine Seen. Zu ihrer Rechten dagegen ragte senkrecht eine abweisende Landschaft aus steilen Felsen, Abgründen und Schluchten auf.

»So muß Tibet sein«, murmelte la petite Michèle.

»Ich versichere dir, daß das hier interessanter ist als Tibet«, antwortete Albert. »Ich hab's dir ja gesagt: Peru ist viel Peru auf einmal!«

Vor dem alten Bus herrschte schon Dunkelheit, und es war allmählich kalt geworden. Ein paar Sterne schimmerten am indigoblauen Himmel.

»Brrr . . .« Michèle zog die Schultern hoch. »Jetzt verstehe ich, warum alle so dick angezogen sind. Wie sich das Klima in den Anden ändert. Morgens erstickende Hitze und abends eisige Kälte.«

»Diese Reise wird unser Leben verändern, du wirst schon sehen«, sagte Albert.

Jemand hatte ein Radio angedreht, und nach einer Reihe metallischer Stotterlaute erklang plötzlich eine traurige, monotone Musik.

»Charangos und Quena-Flöten«, sagte Albert mit Kennermiene. »In Cusco kaufen wir eine quena. Und wir werden lernen, huaynos zu tanzen.«

»Wir geben dann eine Galavorstellung in der Schule.«

La petite Michèle ließ ihrer Phantasie freien Lauf. »Die peruanische Nacht! Ganz Cognac wird erscheinen.«

»Wenn du ein bißchen schlafen willst, dann nimm mich als Kopfkissen.«

»Noch nie hab ich dich so froh gesehen«, sagte sie und schaute ihn lächelnd an.

»Zwei Jahre habe ich davon geträumt«, nickte er. »So lange habe ich gespart und über die Inkas und Peru gelesen. Und mir das hier vorgestellt.«

»Und du bist nicht enttäuscht«, sagte seine Gefährtin schmunzelnd. »Na ja, ich auch nicht. Gut, daß du mich ermuntert hast, mitzukommen. Ich glaube, das Glukosemittel hat seine Wirkung getan. Die Höhe macht mir nicht mehr so viel aus, ich kann besser atmen.«

Einen Augenblick später hörte Albert sie gähnen. Er legte ihr den Arm um die Schultern, damit sie ihren Kopf darauf stützen konnte. Nach einer Weile schlief la petite Michèle, trotz der schlingernden und hüpfenden Bewegungen des Fahrzeugs. Er wußte, daß er kein Auge zutun würde. Er war zu aufgeregt, zu sehr darauf bedacht, alles im Gedächtnis zu bewahren, um sich später daran erinnern zu können, um es in das Tagebuch zu schreiben, das er jeden Abend vollkritzelte, seit sie am Bahnhof von Cognac in den Zug gestiegen waren, um später alles, in allen Einzelheiten und mit der einen oder anderen Übertreibung, den copains zu erzählen. Seinen Schülern in der Schule würde er eine Stunde mit Dias geben, den Projektor könnte er von Michèles Vater leihen. Peru! Da war es: riesig, geheimnisvoll, graugrün, bettelarm, unendlich reich, uralt, verschlossen. Es bestand aus dieser Mondlandschaft und aus den kupferfarbenen, gleichmütigen Gesichtern der Frauen und Männer ringsum. Undurchdringlich, wahrhaftig. Ganz anders als die Gesichter, die sie in Lima gesehen hatten, Gesichter von Weißen, Schwarzen, Mestizen, mit denen sie sich recht und schlecht verständigen konnten. Aber von den Menschen des Hochlands trennte sie etwas Unüberwindliches. Mehrere Male hatte er versucht, in seinem schlechten Spanisch mit seinen Nachbarn zu sprechen, ohne den geringsten Erfolg. »Uns

trennt nicht die Rasse, sondern die Kultur«, erinnerte ihn la petite Michèle. Sie waren die wahren Nachkommen der Inkas, nicht die Leute in Lima; ihre Vorfahren hatten die gigantischen Steine des Festungs-Heiligtums zu den Adlerhorsten des Machu Picchu hinaufgeschleppt, den er und seine Freundin in drei Tagen besichtigen würden.

Es war dunkel, und er spürte, trotz seines Willens, wach zu bleiben, wie ein sanfter Schwindel ihn erfaßte. »Wenn ich einschlafe, kriege ich einen steifen Hals«, dachte er. Sie saßen in der dritten Sitzreihe rechts, und während Albert in den Schlaf hinüberglitt, hörte er, wie der Fahrer zu pfeifen begann. Dann schien ihm, als schwämme er in kaltem Wasser. Sternschnuppen fielen in der riesigen Weite der Hochebene herab. Er war glücklich, obwohl er bedauerte, daß dieser Schmerz im Nacken und die Qual, den Kopf nicht auf etwas Weiches stützen zu können, ihm das Schauspiel verdarben, wie ein behaarter Leberfleck, der ein hübsches Gesicht entstellt. Plötzlich schüttelte jemand ihn heftig.

»Sind wir schon in Andahuaylas?« fragte er benommen.

»Ich weiß nicht, was los ist«, flüsterte ihm la petite Michèle ins Ohr.

Er rieb sich die Augen und sah Lichtkegel, die sich innerhalb und außerhalb des Busses bewegten. Er hörte gedämpfte Stimmen, Geflüster, einen Schrei, der sich wie eine Beschimpfung anhörte, und nahm überall konfuse Bewegungen wahr. Es war tiefe Nacht, und durch das gesprungene Glas funkelten Myriaden von Sternen.

»Ich werde den Fahrer fragen, was los ist.«

La petite Michèle ließ nicht zu, daß er aufstand.

»Was sind das für Leute?« hörte er sie fragen. »Ich dachte, es sind Soldaten, aber nein, sieh mal, da weinen welche.«

Die Gesichter erschienen und verschwanden, flüchtig, im Hin und Her der Taschenlampen. Es schienen viele zu sein. Sie umzingelten den Bus, und jetzt bemerkte Albert, endlich wach geworden und nachdem seine Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, daß etliche der Gesichter von Wollkapuzen bedeckt waren, die nur die Augen frei ließen. Und was da aufblitzte, waren Waffen, was sollte es sonst sein.

»Der von der Botschaft hatte recht«, flüsterte das Mädchen, am ganzen Körper zitternd. »Wir hätten das Flugzeug nehmen sollen, ich weiß nicht, warum ich auf dich gehört habe. Du ahnst, wer das ist, oder?«

Jemand öffnete die Tür des Busses, und ein kalter Luftzug fuhr ihnen durch das Haar. Zwei gesichtslose Gestalten kamen herein, und Albert wurde einige Sekunden lang von den Taschenlampen geblendet. Sie gaben einen Befehl, den er nicht verstand. Sie wiederholten ihn, in energischerem Ton.

»Hab keine Angst«, murmelte er am Ohr von la petite Michèle. »Wir haben nichts damit zu tun, wir sind Touristen.«

Alle Fahrgäste waren aufgestanden und verließen, mit den Händen auf dem Kopf, einer nach dem anderen den Bus.

»Es wird schon nichts passieren«, wiederholte Albert.

»Wir sind Ausländer, ich werde es ihnen erklären. Komm, steigen wir aus.«

Sie stiegen aus, vermischt mit der Menge, und als sie ins Freie kamen, schnitt ihnen der eisige Wind ins Gesicht. Sie blieben in der Gruppe stehen, eng beieinander, Arm in Arm. Sie hörten einzelne Wörter, Gemurmel, Albert konnte nicht verstehen, was sie sagten. Aber es war Spanisch, nicht Quechua, was sie sprachen.

»Señor, bitte«, sagte er überdeutlich, an den Mann im Poncho gewandt, der neben ihm stand, aber im gleichen Augenblick brüllte eine Donnerstimme: »Ruhe!« Besser, man machte den Mund nicht auf. Sie würden schon Gelegenheit bekommen, zu erklären, wer sie waren und warum sie sich hier befanden. La petite Michèle hielt mit beiden Händen seinen Arm umklammert, Albert spürte ihre Fingernägel durch die dicke Jacke hindurch. Jemandem – ihm? – klapperten die Zähne.

Die Leute, die den Bus gestoppt hatten, sprachen kaum ein Wort miteinander. Sie hatten sie umzingelt, und sie waren viele; zwanzig, dreißig, vielleicht mehr. Worauf warteten sie? Im zuckenden Licht der Taschenlampen entdeckten Albert und la petite Michèle Frauen unter den Angreifern. Einige mit Kapuzen, andere mit unbedecktem Gesicht. Einige mit Feuerwaffen, andere mit Knüppeln und Macheten. Alle jung.

In der Dunkelheit explodierte ein weiterer Befehl, den Albert ebenfalls nicht verstand. Die Mitreisenden begannen, in ihren Taschen und Brieftaschen zu suchen und Papiere oder Ausweise zu übergeben. Er und sie holten ihre Pässe aus der Gürteltasche. La petite Michèle zitterte immer stärker, aber er wollte die Leute nicht provozieren und wagte daher nicht, sie zu beruhigen, ihr zu versichern, daß jetzt, wenn sie ihre Pässe öffnen und sehen würden, daß sie französische Touristen waren, das Schlimmste vorbei wäre. Sie würden vielleicht die Dollars behalten. Es waren nicht viele, zum Glück. Die Travellerschecks reisten verborgen in Alberts Gürtel mit doppeltem Boden, und mit ein wenig Glück würden sie sie nicht finden.

Drei von ihnen begannen, die Papiere einzusammeln, wobei sie in die Reihen der Fahrgäste traten. Als sie zu ihm kamen, buchstabierte Albert, während er der weiblichen Gestalt mit umgehängtem Gewehr die beiden Pässe reichte:

»Wir sind französische Touristen. Nicht Spanisch können, Señorita.«

»Ruhe!« brüllte sie und riß ihm die Pässe aus der Hand. Es war eine Kleinmädchenstimme, schneidend und wütend. »Still.«

Albert dachte, wie ruhig und rein dort oben alles war, an diesem hohen, sternenbesäten Himmel, und wie sehr die bedrohliche Spannung hier unten im Gegensatz dazu stand. Seine Angst war verflogen. Wenn all dies Erinnerung sein würde, wenn er es schon Dutzende Male den Freunden im Bistro und den Schülern in der Schule in Cognac erzählt hätte, dann würde er la petite Michèle fragen: »Hatte ich recht oder nicht, als ich lieber den Bus nehmen wollte? Wir hätten uns um das tollste Reiseerlebnis gebracht.«

Ein halbes Dutzend Männer mit automatischen Gewehren, die ihnen mit dem Strahl der Taschenlampen ständig in die Augen leuchteten, waren zu ihrer Bewachung dageblieben. Die anderen hatten sich einige Meter entfernt und schienen sich miteinander zu beraten. Albert folgerte, daß sie die Papiere einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Ob sie wohl alle lesen konnten? Wenn sie sehen würden, daß sie nicht von hier waren, sondern arme Franzosen, Rucksacktouristen, die im Bus reisten, würden sie sie um Entschuldigung bitten. Die Kälte drang ihm in die Knochen. Er legte seine Arme um la petite Michèle und dachte: »Der von der Botschaft hatte recht.

Wir hätten das Flugzeug nehmen sollen. Wenn wir reden können, werde ich mich bei dir entschuldigen.<

Die Minuten dehnten sich zu Stunden. Mehrere Male war er sicher, daß er vor Kälte und Erschöpfung ohnmächtig werden würde. Als die Fahrgäste begannen, sich auf den Boden zu setzen, taten er und la petite Michèle es ihnen nach und setzten sich ganz dicht nebeneinander. Sie verharrten stumm, eng aneinandergedrängt, sich gegenseitig wärmend. Die Kaperer kamen nach einer langen Weile zurück, zogen die Reisenden einen nach dem anderen hoch, schauten ihnen ins Gesicht, richteten ihnen den Strahl der Taschenlampe in die Augen, stießen sie vorwärts und trieben sie in den Bus zurück. Ein bläulicher Streifen erschien hinter dem zackigen Profil der Berge. La petite Michèle schien zu schlafen, so still hockte sie da. Aber ihre Augen waren weit aufgerissen. Albert stand mühsam auf, wobei er spürte, wie seine Knochen knirschten, und mußte la petite Michèle mit beiden Armen hochziehen. Er fühlte sich ganz benommen, seine Muskeln krampften sich zusammen, sein Kopf war schwer, und er dachte, daß sie bestimmt wieder unter der Höhenkrankheit litt, die ihr in den ersten Stunden, als sie die Kordillere hinaufgefahren waren, so sehr zu schaffen gemacht hatte. Der böse Spuk fand offenbar ein Ende. Die Fahrgäste hatten eine Schlange gebildet und stiegen nacheinander in den Bus. Als sie beide an der Reihe waren, setzten ihnen die beiden kapuzentragenden Burschen, die an der Tür des Fahrzeugs standen, die Gewehre auf die Brust, ohne ein Wort zu sagen, und wiesen sie an, beiseite zu treten.

»Warum?« fragte Albert. »Wir sind französische Touristen.«

Einer der beiden näherte ihm drohend sein Gesicht und brüllte ihn an:

»Ruhe! Scht!«

»Nicht spanisch sprechen«, rief la petite Michèle.

»Tourist! Tourist!«

Sie wurden umringt, an den Armen gepackt, vorwärts gestoßen, von den anderen Fahrgästen entfernt. Und bevor sie noch begreifen konnten, was geschah, begann der Motor des Busses zu gurgeln, Leben kam in den Koloß, und er fing zu vibrieren an. Sie sahen ihn schlingern davonfahren, auf der verlorenen Piste der Andenhochebene.

»Was haben wir getan?« flüsterte Michèle auf französisch. »Was werden sie mit uns machen?«

»Sie werden Lösegeld von der Botschaft verlangen«, brachte er mühsam hervor.

»Den da haben sie nicht wegen irgendeines Lösegeldes dabehalten.« La petite Michèle schien nicht mehr ängstlich zu sein; eher hitzig, empört.

Der Reisende, den sie zusammen mit ihnen zurückgehalten hatten, war klein und untersetzt. Albert erkannte seinen Hut und seinen winzigschmalen Schnurrbart wieder. Er hatte in der ersten Reihe gesessen, pausenlos geraucht und sich hin und wieder zum Fahrer gebeugt, um mit ihm zu plaudern. Er gestikulierte und flehte, bewegte den Kopf, die Hände. Sie umringten ihn. Sie hatten ihn und la petite Michèle vergessen.

»Siehst du die Steine?« wimmerte sie. »Siehst du sie? Siehst du sie?«

Es tagte rasch auf der Hochebene, und die Körper, die Umrisse ließen sich jetzt deutlich erkennen. Sie waren jung, sie waren kaum erwachsen, sie waren arm, und einige waren Kinder. Außer den Gewehren, den Revolvern, den Macheten und den Knüppeln hielten viele Steinbrocken in den Händen. Der kleine Mann mit Hut war auf die Knie gefallen und schwor, die Finger gekreuzt, den Kopf zum Himmel erhoben. Bis der Kreis sich über ihm schloß und ihnen den Blick auf ihn versperrte. Sie hörten ihn schreien, flehen. Drängelnd, sich gegenseitig anfeuernd, einander nachahmend, fuhren Hände und Steine hinab und hinauf, hinab und hinauf.

»Wir sind Franzosen«, sagte la petite Michèle.

»Tun Sie das nicht, Señor«, rief Albert. »Wir sind französische Touristen, Señor.«

Sie waren fast Kinder, ja. Aber mit rauhen, von der Kälte schwärzlich verfärbten Gesichtern, wie die derben Füße in den aus Autoreifen gefertigten Sandalen, die einige trugen, wie diese Steine in ihren schuppigen Händen, mit denen sie auf sie einzuschlagen begannen.

»Erschießen Sie uns«, schrie Albert auf französisch, blind, während er la petite Michèle in die Arme nahm und sich zwischen sie und diese grausamen Arme stellte. »Wir sind auch jung, Señor. Señor!«

»Als ich hörte, daß der Typ sie zu schlagen begann und sie anfang zu wimmern, bekam ich Gänsehaut«, sagte der Gendarm. »Wie beim letzten Mal, dachte ich, genau wie in Pucallpa. Du hast vielleicht ein Glück, du Idiot.«

Lituma bemerkte, daß Tomás Carreño wütend und unruhig war, während er die Geschichte noch einmal durchlebte. Hatte er vergessen, daß er da war und ihm zuhörte?

»Als mein Pate mir zum ersten Mal den Auftrag gab, den Chanco zu bewachen, war ich sehr stolz«, erklärte der Junge und schien sich etwas zu beruhigen. »Denken Sie nur. So nah bei einem großen Boß zu sein, mit ihm in die Selva zu reisen. Aber es war mir verdammt schlecht ergangen in der Nacht in Pucallpa. Und jetzt die gleiche Scheiße in Tingo María.«

»Du hast keinen blassen Schimmer davon gehabt, daß das Leben voller schmutziger Dinge ist«, sagte Lituma.

»Wo hast du bloß gelebt, Tomasito.«

»Ich wußte alles vom Leben, aber die Sache mit dem Sadismus hat mir nicht gefallen. Verdammt noch mal, das nicht. Ich habe es auch nicht kapiert. Ich bekam Wut und sogar Angst. Wie konnte er sich nur schlimmer als ein Tier aufführen? Da habe ich verstanden, warum sie ihn Chanco nannten, das Schwein.«

Ein pfeifender Knall, und die Frau schrie. Verdammt, er schlug auf sie ein. Lituma schloß die Augen und erfand sie. Sie war füllig, ihr Fleisch wogte, ihre Brüste waren rund. Der Boß zwang sie, vor ihm zu knien, nackt, und die Peitschenhiebe hinterließen dunkelviolette Streifen auf ihrem Rücken.

»Ich weiß nicht, wer mich mehr anwiderte, er oder sie. Was diese Weiber nicht alles machen für Geld, dachte ich.«

»Na, du warst doch auch wegen Geld da, oder? Hast den Chanco bewacht, während er sich einen Spaß daraus machte, der Nutte die Seele aus dem Leib zu prügeln.«

»Nennen Sie sie nicht so«, protestierte Tomás. »Auch nicht, wenn sie es wäre, Herr Korporal.«

»Es ist nur ein Wort, Tomasito«, sagte Lituma entschuldigend.

Der Junge spuckte wütend nach den Insekten der Dunkelheit. Es war tiefe, heiße Nacht, rings um ihn rauschten die Bäume. Kein Mond stand am Himmel, und die öligen Lichter von Tingo María waren kaum erkennbar zwischen dem Wald und den Bergen. Das Haus lag außerhalb der Stadt, etwa hundert Meter von der Straße entfernt, die nach Aguatía und Pucallpa führte, und durch seine dünnen Holzwände drangen die Geräusche und Stimmen mit aller Deutlichkeit. Er hörte einen weiteren Knall, und die Frau schrie.

»Nicht mehr, papacito«, flehte ihre tonlose Stimme.

»Schlag mich nicht mehr.«

Carreño kam es vor, als würde der Mann lachen, mit dem gleichen selbstgefälligen kleinen Lachen, das er schon beim vorherigen Mal, in Pucallpa, von ihm gehört hatte.

»So lacht ein Boß, einer, der das Sagen hat, einer von der Sorte Wer-will-der-kann, ein Weiberheld, der zu viele Soles und Dollars in der Tasche hat«, erklärte er dem Korporal voll altem Groll.

Lituma stellte sich die schmalen Augen des Sadisten vor: Sie traten aus den Fettpolstern hervor, sie funkelten vor Geilheit bei jedem Wimmern der Frau. Ihn erregten diese Dinge nicht, aber andere anscheinend wohl. Natürlich empörten sie ihn auch nicht so wie seinen Amtshelfer. Was soll man machen, wenn das Scheißleben eben das Scheißleben ist. Brachten die Terroristen nicht aufs Geratewohl Leute um, bloß wegen diesem Märchen von der Revolution? Die fanden auch Gefallen am Blut. »Mach endlich Schluß, Chanco, du Dreckskerl, dachte ich«, fuhr Tomás fort. »Verlustier dich, leer dich aus, schlaf ein. Aber er machte weiter.«

»Es reicht, papacito. Nicht mehr«, bat ihn die Frau von Zeit zu Zeit.

Der Junge schwitzte und fühlte Beklemmungen. Ein Lastwagen donnerte auf der Landstraße vorbei, seine gelblichen Lichter erleuchteten einen Augenblick das Blattwerk, die Baumstämme, die Felsen und den Schlamm des Wassergrabens. Mit der Dunkelheit kehrten die phosphoreszierenden Punkte zurück. Tomás hatte nie einen Leuchtkäfer gesehen und stellte sie sich wie kleine fliegende Lampen vor. Wenn doch wenigstens der dicke Iscariote bei ihm wäre und er mit ihm plaudern, witzeln und ihm zuhören

könnte, wie er von seinen Freßgelagen erzählte, dann würde die Zeit rasch vergehen. Er müßte nicht hören, was er hörte, oder sich vorstellen, was er sich vorstellte.

»Und jetzt werde ich dir diese Eisenlatte bis zum Hals reinrammen«, stieß der Mann hervor, verrückt vor Glück. »Damit du schreist wie deine Mutter, als sie dich geboren hat.«

Lituma kam es vor, als hörte er das geile Gekichere des Chanco, das Lachen eines Mannes, mit dem das Leben es gut meint und der immer bekommt, was er haben will. Ihn konnte er sich leicht vorstellen, sie nicht; die Frau war eine gesichtslose Gestalt, eine Form, die keine konkreten Umrisse annahm.

»Wenn Iscariote bei mir gewesen wäre und mit mir geredet hätte, hätte ich vergessen, was in dem Haus passierte«, sagte Tomás. »Aber der Dicke bewachte den Weg, und ich wußte, daß nichts ihn dazu bringen könnte, seinen Posten zu verlassen, daß er die ganze Nacht dort stehen und von Leckerbissen träumen würde.«

Die Frau schrie erneut, und dieses Mal ging ihr Schrei in Weinen über. Ob diese halbdumpfen Schläge Fußtritte waren?

»Bei allem, was dir lieb ist«, flehte sie ihn an.

»In diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich schon den Revolver in der Hand hielt«, sagte der Junge, die Stimme senkend, als könnte ihn jemand hören. »Ich hatte ihn aus dem Halfter geholt und spielte mit ihm herum, bewegte den Abzug, drehte die Trommel. Ohne daß ich es gemerkt hätte, ich schwör es Ihnen.«

Lituma drehte sich zur Seite, um ihn anzusehen. Auf der benachbarten Pritsche war das Profil Tomasitos kaum zu erkennen, es verschwamm in der schwachen Helligkeit der Sterne und des Mondes, die durch das Fenster drang.

»Was hattest du vor, du Trottel?«

Er war die kleine hölzerne Außentreppe auf Zehenspitzen hinaufgestiegen und hatte ganz langsam die Haustür aufgestoßen, bis er den Widerstand der Querstange fühlte. Es war, als hätten Hände und Beine sich unabhängig von seinem Kopf gemacht. »Nicht mehr, papacito«, bat die Frau monoton. Die

Schläge fielen in größeren Abständen, gedämpft, und jetzt hörte der Junge das Keuchen des Chanco. Die Tür hatte kein Schloß. Kaum drückte er den Körper dagegen, gab sie auch schon nach: das Knarren vermischte sich mit den Schlägen und den flehenden Worten. Als sie mit einem quietschenden Geräusch weit aufsprang, hörten das Wimmern und die Schläge auf, und es explodierte ein Fluch. Tomás sah den nackten Mann, der sich fluchend im Dunkeln herumwälzte. Eine Petroleumlampe hing an einem Nagel an der Wand. Verrückt gewordene Schatten tanzten. Der Typ hatte sich im Moskitonetz verheddert und versuchte sich mit den Händen fuchtelnd zu befreien; Tomás sah die entsetzten Augen der Frau.

»Schlagen Sie sie nicht mehr, Señor«, flehte er. »Ich erlaube es nicht.«

»So einen Schwachsinn hast du gesagt?« spottete Lituma. »Und ihn obendrein auch noch mit Señor angeredet?«

»Ich glaube nicht, daß er mich gehört hat«, sagte der Junge. »Vielleicht hatte ich gar keine Stimme, vielleicht habe ich es nur in Gedanken gesagt.«

Der Mann fand, was er suchte, und als er sich halb aufgerichtet hatte, verheddert im Moskitonetz, behindert von der Frau, zielte er auf ihn, noch immer mit lauter Stimme fluchend, als wollte er sich Mut machen. Tomás kam es vor, als würden die Schüsse knallen, bevor er auf den Abzug gedrückt hatte, aber nein, es war seine Hand, die zuerst schoß. Er hörte den Mann aufheulen und sah, wie er nach hinten fiel, wobei er die Pistole losließ und sich zusammenkrümmte. Der Junge machte zwei Schritte auf das Bett zu. Chanchos Körper war zur Hälfte auf der anderen Seite heruntergeglitten. Seine Beine lagen verrenkt auf dem Laken. Er war still. Nicht er, die Frau schrie los.

»Bring mich nicht um! Bring mich nicht um!« kreischte sie entsetzt, während sie das Gesicht verbarg, sich wand, sich mit Händen und Füßen zu bedecken suchte.

»Was erzählst du da, Tomasito!« Lituma erstarrte.

»Willst du sagen, daß du ihn kaltgemacht hast?«

»Halt den Mund!« befahl der Junge. Jetzt konnte er atmen. Der Aufruhr in seiner Brust hatte sich gelegt. Die Beine des Mannes glitten zu Boden und

zogen dabei einen Teil des Moskitonetzes herunter. Er hörte ihn leise stöhnen.

»Du hast ihn also umgelegt?« beharrte Lituma. Auf einen Ellbogen gestützt, suchte er im Dunkel noch immer das Gesicht seines Amtshelfers.

»Bist du denn nicht einer seiner Wächter?« Die Frau sah ihn an, ohne zu begreifen, blinzeln. In ihren Augen lag eine tierische Angst, in die sich jetzt Bestürzung mischte. »Warum hast du das getan?«

Sie versuchte sich zu bedecken, sie krümmte sich zusammen, hob eine Decke mit Blutflecken hoch. Sie zeigte sie ihm anklagend.

»Ich habe es nicht mehr ausgehalten«, sagte Tomasito. »Daß er Sie so geschlagen hat, um auf seine Kosten zu kommen. Daß er dabei war, Sie umzubringen.«

»Du liebe Güte!« rief Lituma und brach in Lachen aus.

»Was sagst du? Was?« Die Frau erholte sich allmählich von dem Schrecken, ihre Stimme war fester. Tomás sah, wie sie vom Bett sprang, stolperte, wie eine Sekunde lang ihre nackte Gestalt sich rötete, als sie unter der Petroleumlampe vorbeiging, und wie sie, wieder Herrin ihrer selbst und voll Energie, sich die Kleider anzuziehen begann, die sie vom Boden aufhob, ohne mit dem Reden aufzuhören: »Warum hast du auf ihn geschossen? Weil er mich geschlagen hat? Und wer hat dich gerufen, darf man das wissen? Und wer bist du überhaupt, darf man das wissen? Wer hat dich gebeten, dich um mich zu kümmern, darf man das wissen?«

Bevor Tomás ihr antworten konnte, hörte er Iscariotes eilige Schritte und seine sich überstürzende Stimme: »Carreño? Carreñito?« Die Treppenstufen erzitterten unter seinen Tritten, die Tür sprang weit auf. Da war seine Tonnengestalt, sie füllte den Eingang aus. Er sah ihn an, sah die Frau an, das zerwühlte Bett, die Decke, das heruntergefallene Moskitonetz. Er hielt den Revolver in der Hand und tänzelte hin und her.

»Ich weiß nicht«, murmelte der Junge, mit der mineralischen Materie kämpfend, in die sich seine Zunge verwandelt hatte. Auf dem Dielenboden, halb verschwommen, bewegte sich der Körper. Aber er stöhnte nicht mehr.

»Verdammt, was ist los«, keuchte der dicke Iscariote mit weit hervorspringenden Augen. »Was ist passiert, Carreñito?«

Die Frau hatte sich fertig angekleidet und zog sich die Schuhe an, bewegte erst das eine, dann das andere Bein. Wie im Schlaf erkannte Tomás das weiße, geblünte Kleid wieder, mit dem er sie an diesem Mittag auf dem Flugplatz von Tingo María aus dem Flugzeug aus Lima hatte steigen sehen, als Iscariote und er sie abholen kamen, um sie zum Chanco zu bringen.

»Frag den da, was passiert ist.« Ihre Augen blitzten, und sie bewegte eine Hand, mit der sie auf den am Boden Liegenden, auf ihn und wieder auf den am Boden Liegenden wies.

»Sie war so wütend, daß ich dachte, sie wird sich auf mich stürzen und mir das Gesicht zerkratzen«, sagte der Junge. Seine Stimme war sanft geworden.

»Du hast den Boß umgelegt, Carreño?« Der Dicke war fassungslos. »Du hast ihn umgelegt?«

»Ja, ja«, kreischte die Frau, außer sich. »Und wir, was wird jetzt mit uns.«

»Verdammte Scheiße«, wiederholte der dicke Iscariote, »verdammte Scheiße.« Er blinzelte pausenlos.

»Ich glaube, er ist nicht tot«, stammelte der Junge. »Ich habe gesehen, wie er sich bewegt hat.«

»Aber warum denn nur, Carreñito.« Der Dicke beugte sich herab, um den Körper zu betrachten. Er richtete sich gleich wieder auf und trat, verschreckt, einen Schritt zurück. »Was hat er dir getan? Warum?«

»Er hat sie geschlagen. Er wollte sie umbringen. Nur, um auf seine Kosten zu kommen. Ich kriegte keine Luft, Dicker, ich bin durchgedreht. Ich konnte diese Schweinerei nicht ertragen.«

Iscariote wandte ihm sein Vollmondgesicht zu, blickte ihn forschend an, mit vorgerecktem Kopf, als wollte er an ihm schnuppern oder ihm sogar mit der Zunge über die Haut fahren. Er öffnete den Mund, ohne etwas zu sagen. Er schaute die Frau an, er schaute Tomás an und schwitzte und keuchte.

»Und deswegen hast du ihn umgebracht?« sagte er schließlich, während er seinen krausen Kopf hin und her bewegte, tumb wie ein Pappfigur im Karneval.

»Deswegen! Deswegen!« kreischte die Frau hysterisch.

»Und was wird jetzt mit uns, verdammt noch mal.«